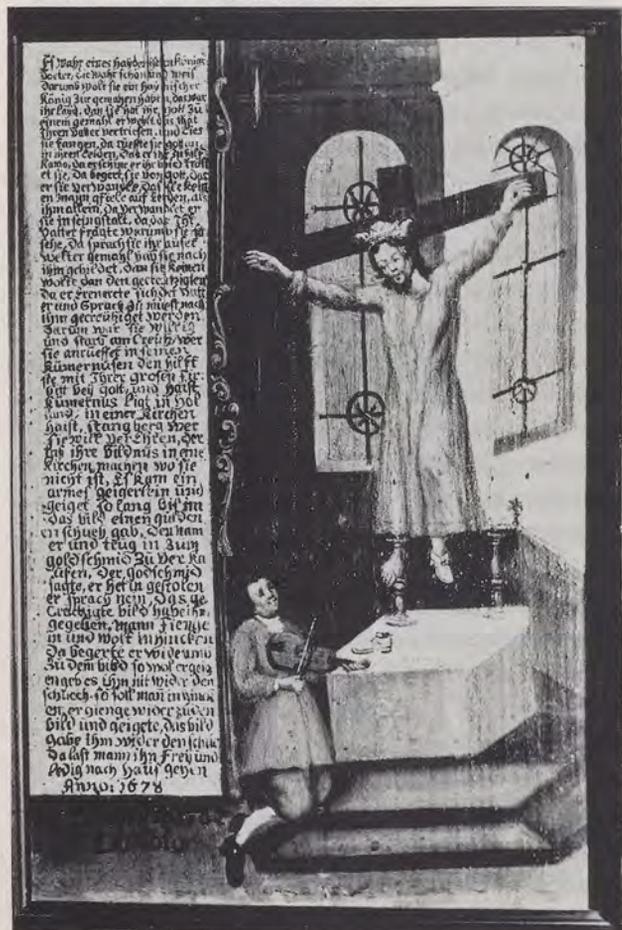


# Der Geiger von Gmünd Die Entstehung einer Legende

Peter Spranger

Zu den Raritäten des Städtischen Museums in Schwäbisch Gmünd gehören seine Kümmernisdarstellungen. Sie zeigen eine gekreuzigte bärtige Heilige mit Krone und langem Gewand. Die Heilige trägt nur noch den linken Schuh, der rechte, der sich vom Fuß gelöst hat, ist offensichtlich für den knienden Geiger bestimmt, dessen Spiel der Gemarterten gilt. Das bekannteste der Gmünder Bilder (vgl. Abb. 1) zeigt auf der linken Seite eine lange weiße Schrifttafel, deren Text die seltsame Geschichte der hl. Kümmernis berichtet: von ihrer Verwandlung zum Mann, um einem heidnischen Freier zu entgehen, von ihrem Martyrium am Kreuz und von dem Schuhwunder, das sie an einem armen Geiger gewirkt habe. (Über die Herkunft und die Geschichte dieser Legenden soll berichtet werden in einer demnächst von der Stadt Schwäbisch Gmünd herausgegebenen Untersuchung des Verf. zum selben Thema, in der auch von der Herkunft der Geigerlegende und ihrer Weiterentwicklung bis in die Gegenwart zu berichten ist. Außerdem finden sich dort sämt-

Abb. 1: St. Kümmernis mit Geiger.  
(Städt. Museum Schwäb. Gmünd)



liche Fundstellen und Literaturhinweise zum Thema, auf die hier verwiesen sei.)

Das Gmünder Bild stammt aus der dortigen St.-Josefs-Kapelle. Dort wirkte vor etwa 100 Jahren ein Mesner namens Franz Xaver Keller. Der erzählte, so heißt es, folgende seltsame Geschichte: «Öfters besuchte der Dichter Justinus Kerner die Josefskapelle, wo damals viele Weihegeschenke und Danktafeln aufgehängt waren. Von diesem Bildwerk erregte besonders ein Kümmernisbild die Aufmerksamkeit des Dichters. Ein zweites, ganz ähnliches, hing in der Mesnerwohnung. Oft stand Kerner vor dem Bild in der Kapelle, schrieb dann auch manchmal etwas in ein Büchlein ein, vielleicht eine Anregung zu einem Gedicht. Noch von Weinsberg aus hat der Dichter die Josefskapelle besucht. Bei einem dieser Besuche hat er das Kümmernisbild im Mesnerhaus erworben und mit sich genommen.» Diese Erzählung hat auch in den weitverbreiteten Führer durch das Weinsberger Kernerhaus Eingang gefunden. Von dem dortigen Kümmernisbild (Abb. 2) wird berichtet: «Das letztere Bild hing ursprünglich in einer (sic!) Josefskapelle in Gmünd und gab den Anlaß zu Kerners Ballade ›Der Geiger zu Gmünd‹. In der Ballade erscheint die hl. Cäcilia, da Justinus den wahren Sachverhalt der Legende erst ein halbes Jahr nachher erfuhr.»

Welchem der beiden Bilder, dem Gmünder oder dem heutigen Weinsberger Kümmernisbild, verdankt Kerner nun die Anregung zu seinem Gedicht? Welches von beiden ist insofern das «echte»?

Kerners Ballade «Der Geiger zu Gmünd» war – nicht zuletzt dank Uhlands Vermittlung – am 9. Dezember 1816 in Cottas «Morgenblatt für gebildete Stände» im Druck erschienen. Mitte Februar 1817 erhielt der damals als Arzt in Gaildorf wirkende Dichter einen langen Brief aus Gmünd mit diversen Anlagen, darunter eine farbige Kopie des Kümmernisbildes aus der Josefskapelle (Abb. 3). Den Gmünder Freund – er nennt sich verschlüsselt FDS – kennen wir inzwischen mit Namen: Ferdinand Ludwig Immanuel Dillenius (1791–1871), damals als evangelischer Garnisonsprediger in Gmünd und in Lorch tätig. Hier einige Auszüge aus dem Schreiben:

«Gmünd, 12. Horn. 17. Endlich, lieber Justinus! löse ich mein Wort (obwohl Du mich nicht dabey genommen hast) und schicke Dir eine treue Copie unseres Geigerleins, wie ich es gefunden habe. Ich mußte mir viele Mühe geben, biß ich es nur auffand, denn unsere catholische geistliche Herren (weniger

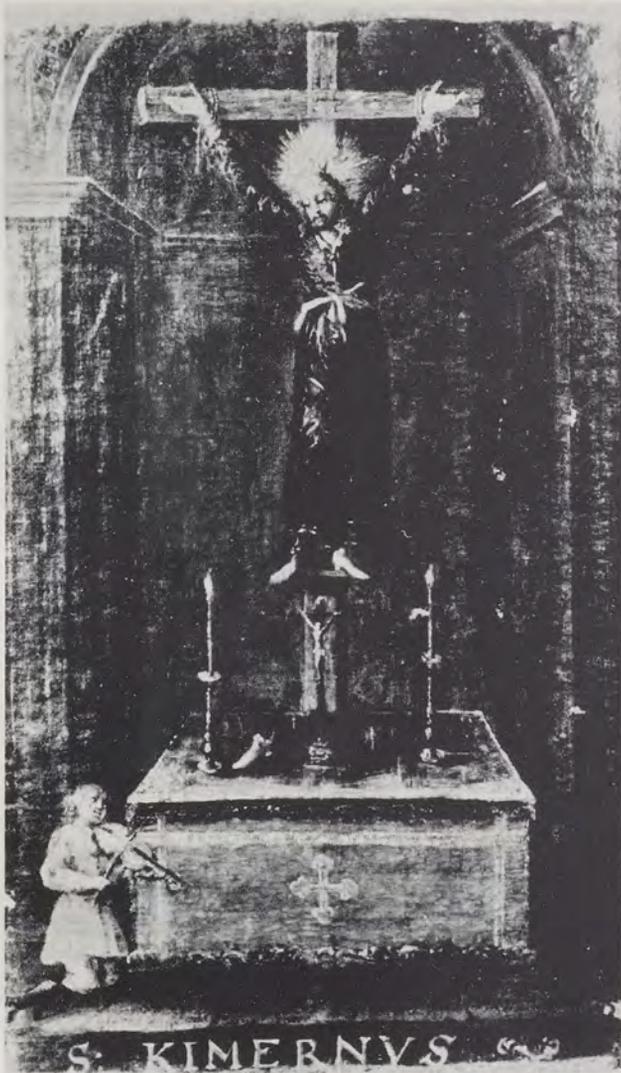


Abb. 2 (oben): St. Kimmernis mit Geiger (Kernerhaus Weinsberg). –

Abb. 3 (rechts): Kopie des Gmünder Bildes durch Pfarrer Dillenius.

poetisch als Du) haben das arme Geigerlein aus der Josephs-Capelle verwiesen, und es muß mit dem Quartier bey dem Meßner vorlieb nehmen, damit es das Heiligthum nicht profaniere. Das Geigerlein ist eine allerliebste Figur . . . Aber Deine Cäcilia – was wirst Du denken? . . . Statt einer Musikheiligen, voll sanfter harmonischer Züge scheußliche Backenknochen und mäusefahlen ins Schwarze sich verlierender Bart, statt des melodisch-rauschenden Gewandes einen – Nachtrock! und dabey noch 2 Weiberschuhe und 1 goldene Krone! Die Legende, die auf einem weißen Brief links neben dem Geiger herunter steht u. die ich Dir buchstäblich abgeschrieben habe, löste mir erst dieses Räthsel. Das Bild ist nicht Cäcilia, es ist eine verwandelte Sie, Kimmernis genannt . . . Damit hast Du denn ein Andenken an mich . . . und an die personificirte Geschmacklosigkeit, die hier zu Haus ist . . .»

Wenn der geistliche Herr damit gerechnet hatte, er werde Kerner eine ganz große Neuigkeit ins Haus liefern, so täuschte er sich. Kerner war keineswegs überrascht. Sein Antwortbrief wurde erst vor wenigen Jahren (1975) bekanntgemacht durch eine Miscelle, erschienen in den jährlichen Mitteilungen des Justinus-Kerner-Vereins und Frauenvereins Weinsberg. Der Verfasser: Prof. Dr. Lee B. Jennings, Chicago. Das Original befindet sich im Städtischen Museum Ludwigsburg und ist adressiert: «Sr. Hochw. Herrn Pfarrer M. Dillenius zu Gmünd und Cl. Lorch»; es ist datiert «Gaif. 14<sup>t</sup> Mz. 17» und lautet – im Auszug – wie folgt:

«Theuerster Freund!

Den herzlichsten Dank für die merkwürdige Zeichnung, die ich zur ewigen Erinnerung an dich und das Geigerlein aufhängen werde. Das gleiche Bild sah ich zu Schlechtbach in der Kirche mit der gleichen beygeschriebenen Legende, aus der ich als dann das Geigerlein zu Gmünd zusammensetzte . . . Überhaupt solltet ihr alle insgesamt einmal wieder erscheinen, um Lust und Schmerz, die uns inzwischen getroffen, gegenseitig einander zu erzählen und auszuwechseln. Inzwischen grüßen wir euch von ganzem Herzen. Dein Kerner.»



Halten wir fest: Die Entstehung von Kerners Geigerballade hat, wenigstens im Hinblick auf St. Kümmernis, mit Schwäbisch Gmünd unmittelbar nichts zu tun. Wohl aber mittelbar, möchten wir behaupten. Schlechtbach bei Gschwend, ein Dörflein am nördlichen Rand des einstigen Gmünder Territoriums, wo Angehörige dreier Herrschaften und zweier Konfessionen, kaum getrennt durch das Rinnsal des Kirchbachs, beisammen wohnten: dort erhebt sich noch heute auf mäßiger Anhöhe das St.-Andreas-Kirchlein mit seinen spätgotischen Heiligenfiguren. Vielleicht waren sie es, die den kunstverständigen Dichter nach Schlechtbach gelockt hatten. Vor diesen Heiligen und vor eben jenem Kümmernisbild, dessen Beischrift Kerners Neugier geweckt hatte, beteten damals aber eben jene frommen Dorfbewohner, deren Vorfahren schon seit dem 14. und 15. Jahrhundert dem Gmünder Heiliggeistspital oder auch dem vor den Toren Gmünds gelegenen Dominikanerinnenkloster Gotteszell dienst- oder zinsbar waren. Gotteszell war es auch, das jahrhundertlang für die Instandhaltung der kleinen Kirche aufgekommen war. Wer St. Andreas betrat, war gewissermaßen auf Gmünder Boden. Ein seltsamer Zufall: die Historie gibt den Gmündern mit der linken Hand über ein entlegenes Dorf, was sie ihnen mit der rechten wird nehmen müssen: eine Gmünder Kapelle als Entstehungsort von Kerners Geigerlegende.

Ziehen wir einige Folgerungen: Von dem Schlechtbacher Bild, das mit seiner Legendentafel demselben Typus und wohl auch derselben Zeit wie das von St. Josef zuzurechnen ist (um 1670), fehlt leider jede Spur. Das einstige Bild aus der Josefskapelle und später aus dem Mesnerhaus befindet sich heute im Gmünder Heimatmuseum. Woher aber stammt das Weinsberger Bild (vgl. Abb. 2)? Als Professor Gustav Schnürer, der große Experte in allen Fragen der St.-Kümmernis-Forschung, den Sohn des längst verstorbenen Dichters nach der Herkunft dieses Gemäldes befragte (1901), erfuhr er, daß das Weinsberger Bild mit der Aufschrift «Kimernus» «in der Kirche in Lorch in der Nähe von Welzheim (in Württemberg) hing, wo mein Vater Arzt war.» Theobald Kerner fährt dann fort: «Er (der Vater) verlegte die Sage nach der nahen Stadt Gmünd, die sich durch ihre Goldkunst und Musiksinn auszeichnete, statt des Kimernus erwählte er die heilige Cäcilia.» Diese Auskunft läßt manche Fragen unbeantwortet: Welche der beiden Lorcher Kirchen war gemeint? Doch wohl die Kirche auf dem Klosterberg? Woher stammte das Bild? Doch nicht aus dem evangelisch gewordenen Lorch? Etwa aus der katholischen Nachbarstadt Gmünd mit ihren vielen Kirchen und

Kapellen? Wann und von wem hat Kerner das Bild erworben? Bekannt ist, daß Kerner neben Pfarrer Dillenius, der auch in Lorch wirkte, dort noch mit einem anderen guten Freund verkehrte, mit dem damaligen Kameralverwalter Carl Martin Friedrich Neuffer, der sich zusammen mit seiner kunstverständigen Gattin in den Räumen des ehemaligen Klosters eine beachtliche Gemäldesammlung zugelegt hatte aus eigener und wohl auch aus fremder Produktion. Ob auch Bilder aus ehemaligen Gmünder Beständen zu dieser Sammlung gehörten? Alles weitere bleibt Vermutung.

Bei aller Anerkennung der landschaftlichen Reize der Gaildorfer Gegend fühlte sich Kerner an seinem damaligen Wirkungsort oft sehr verlassen. Am meisten vermißte er seinen alten Freund Ludwig Uhland. «Uhland ist viel Schuld, daß ich gar nichts mehr dichte. Ich kann durch nichts, als durch Mittheilung erweckt werden u. wurde es durch ihn in früheren Zeiten, seit Jahren aber ist er ein Fisch gegen mich» – so an den gemeinsamen Freund Karl Mayer (1. 3. 1816). Was Kerner ersehnt hatte, wurde Wirklichkeit, als sich Uhland, der vielbeschäftigte, endlich im Spätsommer 1816 zu einer Reise nach dem entlegenen Gaildorf aufmachte. Über dieses Unternehmen besitzen wir eine vorzügliche, wenn auch lakonisch kurzgehaltene Quelle in Uhlands Tagebuch von 1810–1820. Hier ist am 3. September vermerkt: «Morgens das Gedicht: Morgenlied, nachher das Gespräch gemacht. Gang mit Kerners zum Schleifrain; Sagen von dem Geiger u. von dem Grafen von Limburg. Besichtigung der Kirche . . .» Halten wir fest: Am 3. September 1816 wurde die Gmünder Geigerlegende konzipiert, und zwar im langersehnten Gedankenaustausch der beiden Freunde. Was damals im einzelnen auf dem Spaziergang zum nahegelegenen Schleifrain bei Großaltdorf besprochen wurde, läßt sich nur vermuten. Wahrscheinlich ging es vor allem um geeignete, poetisch auswertbare Motive. Uhland berichtet später über die Entstehungsgeschichte des «Schenk von Limburg», des Zwillingbruders des Gmünder Geigers: «Auch der Schenk von Limburg hat keinen bestimmten Sagengrund und ist veranlaßt durch eine Figur in der Kirche zu Gaildorf und die Deutung derselben aus der Phantasie meines Freundes Justinus Kerner.»

Sicher hat Kerner damals auch von seinen Entdeckungen in Schlechtbach berichtet. Vielleicht auch von Lorch. Schlechtbach kannte Uhland nicht, die Gemälde in Lorch dagegen hatte er vor zwei Jahren gesehen. Ob er sich wohl noch an ein dortiges Kümmernisbild erinnerte? Und nun kam das Gespräch wie von selbst, möchten wir annehmen, auf

die Legende von der hl. Kümmerin und ihrem Geiger, wie sie Kerner neulich in Schlechtbach entziffert und wie sie auch Uhland wahrscheinlich schon irgendwo im Schrifttum begegnet war. Erst neuerdings (1815) war sie wieder einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht worden in den von ihm sehr geschätzten Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm: die schwer verdauliche Kümmerinlegende wurde dabei so kurz wie möglich gehalten, um so breiter ausgesponnen war dagegen die ansprechendere Geschichte vom armen Geiger.

Wir wissen nicht, wer von den beiden Freunden das Gespräch auf die Stadt Gmünd brachte. Der Einfall wurde aufgegriffen. Im Gedanken an den anderen möglichen Schauplatz («Der Geiger zu Schlechtbach») fiel die Wahl nicht schwer: Gmünd kannte man, Schlechtbach nicht oder kaum, es war ein Dorf wie viele andere. Gmünd war geeigneter, aber nicht nur des bekannteren Namens wegen: Gmünd war profilierter, Gmünd war etwas Besonderes. Wenn wir Theobald Kerner folgen, waren es zwei Gründe, die seinen Vater veranlaßten, die alte Reichsstadt zu wählen: ihre «Goldkunst» und ihr «Musiksinn».

Mit der Goldkunst der Gmünder war es zu Beginn des 19. Jahrhunderts besser bestellt als mit ihrem Wohlstand. Der war erheblich gesunken infolge von Kriegswirren und Absatzschwierigkeiten. Übrigens war der gängigere Werkstoff der Gmünder Meister schon lange das Silber; Gold hatten nur wenige im Tiegel. Gmünder Silber dagegen war ein Begriff, aber nicht etwa im positiven Sinn: um konkurrenzfähig zu bleiben, hatte man zu dem bedenklichen Mittel gegriffen, den Feingehalt der Legierungen drastisch zu senken. Das Echo im Ausland war entsprechend. «Bist du Gemündisches Silber, so fürchte den schwarzen Probirstein», dräute es aus dem fernen Weimar in antikischem Duktus. Das mochte hingehen. Kenntnisreicher im Detail, aber dafür um so schneidender war die Kritik des evangelischen Pfarrers und Geographen Philipp Ludwig Hermann Roeder: «Unser Zeitalter kommt immer mehr von dem tändelnden und unnützen ab, und wird auf das zweckmäßige geleitet. Die Kindereien und Spielwerke werden seltener gesucht, als ehemals, daher kommt der Verfall solcher Arbeiten und die verminderte Abnahme ihrer Fabrikationen. Die geschickten Gmünder Künstler würden bei Anleitung, Unterstützung und gesicherter Abnahme, gewiß lieber nützliche, brauchbare und daher verkäufliche Waaren liefern, als solche, die ihnen sitzen bleiben.» Immerhin: Roeder zählte in Gmünd auch jetzt noch etwa 300 Gold- und Silberschmiedemeister, etwa ein Viertel aller berufstätigen Bürger, darunter – wie auch der aufgeklärte Statistiker zugeben

mußte – viele geschickte Künstler, die die «niedlichsten Arbeiten» verfertigten mit denselben kundigen Händen, die früher endlose Paternosterketten aneinandergereiht hatten, stets jedoch auf neue Erfindungen bedacht. Als gängige Modewaren der Zeit nennt Roeder nur Ohrgehänge, Fingerringe, Schnallen, Halszierden, Vorstecknadeln, Präensions; es gab noch anderes mehr, was Krieg und Krisen überdauert hatte.

Wer heute in den Kategorien von Image und Imagepflege denkt, wird, was Ansehen und Ruf der damaligen württembergischen Oberamtsstadt Gmünd betrifft, gerade die Stimme des unnachsichtigen Kritikers als besonders gewichtig einschätzen, zumal im Hinblick auf die beiden Altwürttemberger Kerner und Uhland. Ihnen ging es nun freilich nicht um eine tiefeschürfende Analyse der Gmünder Wirtschaftskrise. Wenn es galt, den zeitlichen Rahmen für eine alte Wundergeschichte abzustecken, was lag dann näher als der nostalgisch-verklärende Rückgriff auf das Mittelalter, auf vergangene bessere Tage, auf die

Zeit, wo überm fernen Meere,  
Nicht nur in der Heimat Land,  
Man der Gmünd'schen Künstler Ehre  
Hell in Gold und Silber fand,

wie es nachher im Gedicht hieß. Andererseits ging es um den Schauplatz der Handlung: irgendeine der vielen Gmünder Kapellen – davon nur eine flüchtige Andeutung –, darin ein Altar mit silbergetriebenen Lilien und goldenen Rosen und einer Heiligenfigur in glänzendem Silber. Und dann natürlich der Goldschmied, der rauhe Gegenspieler des frommen Musikanten, der unentbehrliche Motor der dramatischen Handlung. Auch Uhland, den Gmünder Künsten gegenüber wohl etwas reservierter als Kerner, hat sich bei nächster Gelegenheit der dortigen Gold- und Silberschmiede erinnert. In seinem im Frühjahr 1816 in Umrissen entworfenen, 1819 weitergeführten dramatischen Fragment «Konradin» ist ein Hochzeitsgeschenk für den Staufer Heinrich VI. und seine Gemahlin Konstanze erwähnt, dargebracht von Gesandten aus Schwaben: «Sie schenken ihm zur Hochzeit eine Wiege / Von Silber, schön durchbrochen und verziert, / Ein künstlich Werk der Schmiede zu Gemünd.» – Die beziehungsreich-sinnige Hochzeitsgabe – sie hat bald darauf wieder in der Gmünder Lokalpresse, im poetischen Teil, ausführlicher von sich reden gemacht – ist geschichtlich nirgends belegt: ein wohl erlaubter Griff in die imaginären Schatztruhen der nur noch für den Poeten unerschöpflich reichen Gold- und Silberstadt.

Noch ein Wort zum «Musiksinn» der Gmünder, dem anderen Charakteristikum, das Kerners Aufmerksamkeit auf die benachbarte Stadt im Remstal gelenkt hat. Sicher, es hatte im Musikleben der ehemaligen Reichsstadt beachtliche Talente gegeben, es fehlte nicht an anspruchsvollen kirchlichen und ansprechenden weltlichen Kompositionen, nicht an Stadtpfeifern, Turmbläsern, Spielleuten und Liebhabermusikanten. Es gab die jährlichen Sternsinger zur Advents- und Weihnachtszeit und zur Fastenzeit das große Gmünder Passionsspiel, das stellenweise einem Oratorium glich. Im ganzen gesehen aber war das Niveau dieser musikalischen Aktivitäten im Gegensatz zum Niveau der bildenden Künste nicht eben außergewöhnlich. Was Gmünd aber nun wirklich von allen vergleichbaren Nachbarstädten unterschied, gehörte ins Reich der heiteren Muse, ins bunte Reich der «Lustbarkeiten». Der Gmünder Chronist Dominikus Debler, hier unser bester Gewährsmann, vermerkt zum 15. Dezember 1808: «Anfangs December kam ein Tanzmeister hierher, alles will tanzen lernen, jung u. alt, sogar Kinder, auch alle Offiziers lernen das Tanzen.» Und weiter im Kalender! Zum Januar 1809: «Wöchentlich wurde 2 u. 3mal Comödie gespielt, sie spielen beim Ochsen in der Ledergasse. Alle 14 Tage wurde eine Comödie gespielt von hiesigen Theaterfreunden. Casino ist die Woche 2mal auf der Post. Den einen Tag geht ein Bärenreiber, den anderen Tag kommt ein Camelführer, den 3. Tag kommt ein Hundstänzer usw. Jetzt gehen die Bälle an.»

Auch was Seine Majestät in Stuttgart über Gmünd gedacht und gesagt hat, wenn Höchstderselbe bei Humor war, will Debler gehört haben: «Mein kleines Venedig» – weil es dort so lustig zugehe. Ähnlich der Gmünder Stadtphysikus Franz Joseph Werfer, der den «jovialen Gmünder schon seines Temperaments und der früheren Angewöhnung wegen» aus eigener Erfahrung kannte und manchen allzu ausschweifenden Tänzer zu seiner guten Kundschaft zählte; das machte vor allem der neumodische Walzer aus. Lustig ging es in Gmünd zu, davon war man weithin überzeugt, innerhalb und außerhalb der Stadtmauern.

Drum auch hört man geigen, singen,  
Tanzen dort ohn' Unterlaß,  
Und wem alle Saiten springen,  
Klingt noch mit dem leeren Glas.

Und wenn bald ringsum verhallen,  
Becherklingeln, Tanz und Sang,  
Wird zu Gmünd noch immer schallen  
Selbst aus Trümmern lust'ger Klang.

So hat es Kerner in den Schlußstrophen seines Gedichts festgehalten. Einseitig war dieses Bild, darüber kein weiteres Wort. Aber ganz von ungefähr war es nicht gekommen, dieses heitere und erheiternde Bild der «ohn' Unterlaß» geigenden, singenden, tanzenden Gaudia Mundi.

Auch Uhland sah es so, wie sein Tagebucheintrag vom 17. Februar 1810 festhält: «Abends im Adler: Conz's Erzählung von dem Bürgertheater zu Gmünd, wo die Hunde auf der Bühne herumliefen, wo der Sekretär des Pilatus das Todesurtheil vorlas: Nachdem Jesus Christus von Nazareth etc. und sich beim Namen Jesus verbeugte.» Uhland – hier typischer Altwürttemberger – betrachtete die katholischen Eigenheiten der Gmünder Atmosphäre mit gebührender Distanz. Zum 5. September 1814 vermerkt sein Tagebuch: «Gang nach Gmünd, wo ich auf der Post Quartier nahm. Launige, katholisch-charakteristische Erzählungen eines Doktors»: gemeint war Dr. Joseph Kehringer, der originelle Gmünder Stadtphysikus. Am nächsten Tag vermerkt Uhland: «Besuch von Dillen, mit ihm Besichtigung der Kirchen, Besteigung des mit äußerster Geschmacklosigkeit geistlich aufgeputzten St. Salvatorbergs . . .» Das war Dillenius' Stimme. Wie hätten sich die beiden überlegenen Besucher erst mokiert, wenn sie an Stelle der neuen Hl. Grabkapelle das vormalige Häuslein der Hl. Familie gesehen hätten, alles sehr niedlich und liebevoll eingerichtet und irgendwie auch erbaulich, nur eben nicht für einen aufgeklärten Kopf. Der war Uhland nun freilich nur zum Teil; zum anderen war er Dichter und Romantiker genug, um den poetischen Reiz alter Wundergeschichten nachzuempfinden und sich in die fromme Welt seiner Mönche, Nonnen, Pilger und Kreuzritter einzufühlen. Auch die Anziehung des katholischen Gottesdienstes hat er bisweilen an sich selbst erfahren, stärker in jungen Jahren und vor allem wohl dann, wenn ein zusätzlicher literarischer Anstoß gegeben war.

Und Kerner? Auch er las in alten Heiligenlegenden und verfaßte gelegentlich Mariengedichte wie Uhland. Aber seine Hinneigung zum Katholizismus entsprang tieferen Schichten: einer innigen, kindlichen, ganz undogmatischen Frömmigkeit, einer leicht erregbaren, schwer zu zügelnden Phantasie, einem sinnhaft-unmittelbaren Zugang zu den Werken der bildenden, vor allem auch der religiösen Kunst, einer höchst eigenwilligen Weise der Naturbetrachtung, die den geheimsten Beziehungen nachspürte zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem, man darf zusammenfassend wohl sagen: den ganz elementaren Kräften seines reichen und vielschichtigen Gemüts. Und daher war Kerners Hin-

wendung zum Katholizismus auch von Dauer. Hinzu kamen großzügige Toleranz und das ausgeprägte Bedürfnis, zwischen gegensätzlichen Standpunkten ausgleichend zu vermitteln. So war es für ihn, den gläubigen Protestanten, möglich, einem befreundeten katholischen Prälaten sechs Fastenpredigten für den kaiserlichen Hof in Wien auszuarbeiten (1834). Kerner selbst war von den Missionspredigten der Jesuiten so tief beeindruckt, daß er 1852 an einen Freund in München schrieb: «Wäre ich König in Württemberg, sie müßten mir in allen lutherischen Städten meines Landes predigen.» Ein ärgerliches Wort, das man allenfalls einem Dichter nachsehen konnte! Was andere Weltkluge abstieß, hat ihn gerade angezogen; wo jene vorsichtige Distanz für angemessen hielten, hat er die Begegnung gesucht. Wir können mit guten Gründen festhalten, daß die Wahl der katholischen Reichsstadt Schwäbisch Gmünd zum Schauplatz seiner Geigerlegende auch von daher zu verstehen ist. Nicht von ungefähr hatte Pfarrer Dillenius immer wieder über Kerners Heiligenglauben gespottet.

Dieses sinnenfrohe Fluidum der alten Reichsstadt hat Kerner eingefangen, verdichtet und personifiziert in Gestalt der hl. Cäcilia. Daß die geschichtlich schwer faßbare römische Märtyrin bis dahin zu Gmünd keinen engeren Bezug gehabt hat, ist sicher. Ein Kirchlein zur hl. Cäcilia hat es in Gmünd nie gegeben – ebensowenig wie jemals ein Kirchlein zur hl. Kümmeris. Zwar wird man nicht übersehen,

daß es gewisse Übereinstimmungen gibt zwischen Cäcilienlegende und Kümmerislegende: die vornehme Herkunft, vor allem das Motiv der Gottesbraut und schließlich das Martyrium; ebenso auffallend aber sind die Unterschiede im einzelnen. Hagiographische Vergleiche aber waren für Kerners Wahl sicher nicht ausschlaggebend. Ihm ging es um die für das Gmünder Fluidum wie geschaffene hohe Patronin der Musik, als die Cäcilia seit einigen Jahrhunderten im Abendland verehrt wurde. Ihrer stets willkommenen Hilfe hat sich nun auch der Poet auf seine Weise versichert. Was am 3. September 1816 bei dem gemeinsamen Spaziergang und in den folgenden Wochen geschah, als sich Kerner an die dichterische Ausarbeitung seiner Legende machte, hatte Uhland früher einmal so umschrieben: «Für dich scheint mir die wahre Bearbeitung der Sagen die zu seyn: Spiel mit den Bildern, Verklärung in der magischen Laterne deiner Phantasie.» In der magischen Laterne von Kerners Phantasie also hat sich die freundliche Metamorphose vollzogen: die unansehnliche Raupe, die bärtige, strenge Kümmeris, hat sich verwandelt zum glänzenden Schmetterling, zur «sangesreichen», «melodisch rauschenden», «lächelnden» Cäcilia.

Eine überraschende und wohl auch recht denkwürdige Metamorphose – denkwürdig wenigstens für Gmünd, denn auf diese Weise ist die Stadt zu einer neuen Heiligen, vor allem aber zu *ihrem* Geiger gekommen.

## Wanderungen in die Vergangenheit (3): Wolfgang Irtenkauf Römersiedlung und «Templerkloster» Mauer

Wenn man von Ditzingen über die Hochfläche der Ausläufer des Langen Feldes wandert oder – noch besser – von der nahen Nippenburg kommt, erweckt Hof Mauer – so seine amtliche Bezeichnung – den Eindruck einer kleinen, uneinnehmbaren Festung. Verstärkt wird diese Impression des Wanderers, der von der Höhe in die kleine Mulde mit den wenigen Häusern herunterschaut, noch durch das klotzige Lagerhaus, das im Westteil der kleinen Ansiedlung – wohl modernen landwirtschaftlichen Erfordernissen zuliebe – erstellt wurde. Wenn man in Sommertagen vor der Ernte hier spazierengeht, schweift das Auge über scheinbar uferlose Felder, die sich hier vor den Toren Münchingens hinziehen. Nicht minder beeindruckend sind die frühen Herbsttage, wenn die Äcker abgeerntet sind: das Gefühl landschaftlicher Weite am Abhang zum Glemstal ist dann noch stärker und nachhaltiger.

